

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 35.

Posen, den 12. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

22. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Hirnbringer,“ meldete sich eine fassettierende Stimme. „Wer am Apparat?“ Der Siegellackfreund ließ das „ist“ aus.

„Herolder.“

„Sie warten noch?“

„Gewiß.“

„Gut, ich komme in zwei Minuten.“

Aus den zwei Minuten wurden zwei Stunden. Es war gewiß, daß der Professor nicht die mindeste Rücksicht nahm. Allein zum Trotz wollte er warten! Lediglich, um ihn für seine Ungehörigkeit zu strafen! Wenn er kam, wollte er ihm sagen: „Es hat mich interessiert, daß Sie einen Menschen acht Stunden warten lassen. Gestatten Sie bitte, daß ich auf unsere Unterredung verzichte!“

Er setzte sich nun an den mächtigen Schreibtisch, der wie ein Kamel gepackt war. Stapel von verstaubten Büchern, Bündel von Manuskripten, es war auch nicht ein kleiner Platz zum Schreiben frei. Mitten in der meterhohen Unordnung stand ein kleines Tintenfläschchen, daneben ein funkelnagelneuer, blinkender Siegellackbehälter, der einen Docht und sechs halbverbrauchte farbige Stangen beherbergte. Hier lag auch der Pultschlüssel, an dessen Bart sich Spuren von Lack befanden. Eigenartig, daß der Professor nicht irgendeine alte Tante besaß, die ihm endlich ein Peitschaft bedigierte.

Bransen hörte, wie die Haustür geöffnet wurde. Er hörte polternde Schritte und eine aufgeregte Diskantstimme: „Ist er noch da?“

Im nächsten Augenblick flog der Professor ins Zimmer, seine beschwörend ausgestreckten Hände flatterten ihm wie Tauben voraus. „Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr, fassettierte er, „es war eine böse Sache. Plötzliche Herzlähmung. Seit drei Uhr kann der Mann nicht leben und sterben. Veralterte Perikarditis, schlimm, schlimm! Was hilft Kampher, was hilft Benzoe? Der Mann ist fünfundachtzig! Habe ihm gesagt: 's geht zu Ende, Herr! Wie, habe ich nicht recht gehabt? Es ist zu Ende gegangen! Ich mache Ihnen die Mitteilung, daß der Mann unter meinen Händen gestorben ist!“ Der Professor hatte das so triumphierend ausgerufen, daß Bransen sich diesem Entschuldigungsmoment nicht entziehen konnte.

„Nun zu Ihnen, Herr. Habe Ihren Brief erhalten. Sind Sie krank?“

„I bewahre,“ lachte Bransen.

„Nanu,“ krächzte der Professor, „haben Sie mir nicht geschrieben, daß Sie an akuter Endokarditis leiden?“

„Ich schrieb Ihnen, daß ich eine wichtige Entdeckung gemacht habe.“

„Ah, das sind Sie! Herolder, nicht wahr?“

„Ja.“

Professor Hirnbringer schlüpfte aus seinem Mäster, wickelte sich aus einem dicken Schal und warf diese

Kleidungsstücke auf einen Stuhl. Darauf reichte er seinem Besucher die Hand, eine lange, schmaler Hand, lasch, müde und seidenweich. „Nehmen Sie Platz!“

Bransen setzte sich ihm gegenüber. Professor Hirnbringer saß zusammengekauert mit gesenktem Kopf auf dem hohen Diplomatenstuhl und orientierte sich mit seinen kleinen Augen in Bransens Zügen, während dieser ihn gleichfalls musterte.

Es war ein ganz kleiner, zart gebauter Mann, den er in sein Geheimnis einweihen wollte, aber auf seinen schmalen Schultern ruhte ein bedeutender Kopf. Der Kopf eines alten Mannes, die Augen eines alten Mannes, doch die starken forschenden Blicke eines Jünglings. Seine Stirn war so hoch, daß der übrige Teil des Gesichtes klein dagegen wirkte. Er hatte die Brille auf die Stirn geschoben, und es schien, als wenn er zwei Paar Augen besäße. Noch bei seinem Eintreten erregt, war Bransen nun imstande, Hirnbringers kurze Fragen sachlich zu beantworten.

„Nun, Herr, was glauben Sie entdeckt zu haben?“

Bransen antwortete: „Ein blutersekendes Serum.“

Professor Hirnbringer hob den Kopf. Seine Brillengläser funkelten, indes seine Augen nicht den geringsten Ausdruck des Erstaunens zeigten. Er hustete kurz und trocken, es lag etwas Ironie darin. „Dieses Serum haben schon viele entdeckt,“ entgegnete er mit seiner spizen Stimme. „Es hat sich immer als nutzloses Zeug herausgestellt.“

Bransen machte ihm ein Zeichen, mit seinem Urteil noch einen Augenblick zu warten. Er habe noch etwas zu sagen. Und er sagte es, indem sein kupferroter Kopf mit dem nackten Schädel und den starren Augen vor Erregung wie Bronze glänzte, er war in Schweiß gebadet. Er führte aus: dieses Serum habe verschiedene Eigenschaften. Zunächst sei es ein blutähnlicher Stoff und enthalte alle Salze dieser Flüssigkeit. Zweitens verhindere das „Karol“ die Gerinnung des Bluts und die Versekung der Zellen nach eingetretenem Tode. Drittens aber sei dies Serum geeignet, ein totes Herz in erneute Tätigkeit zu versetzen. Das sei sein Karol.

Es schien zunächst, als ob sein Karol, das eine Umwälzung auf medizinischem Gebiet bedeutete, nicht den geringsten Eindruck auf Professor Hirnbringer gemacht habe. Er lächelte knapp. Er drehte eine Zigarette zwischen den Lippen und blinzelte zu Bransen empor. Er sagte: „Entweder gehören Sie in eine Heilanstalt oder auf den Stuhl, auf dem ich jetzt sitze.“ Er sah sich seinen Mann bei diesen Worten an, es fiel ihm auf, daß er nicht lächelte.

Bransen fuhr fort. Beim Reden bemerkte er, daß der Professor ihm folgte. Er schien zu schlafen, aber gerade das war ein Anzeichen, daß er bei der Sache war. Bransen sagte: „Angenommen, hier wäre ein Hund. Angenommen, ich zapfte ihm sein gesamtes Blut ab und führte ihm für das entnommene Blut die entsprechende Quantität Karol zu, der Hund würde leben.“

Hirnbringer ließ wieder sein trockenes Hüsteln ertönen. Von seinen kleinen Augen war der gutmütige Ausdruck gewichen und hatte einem harten, nachdenklichen Blick Platz gemacht. Sein Mund zeigte ein kaltes,

fast höhnisches Lächeln. Doch sein Wehrrn, in das Branjen seine Idee hineindämmerte, war in Schwung gekommen. Er dachte über die Sache Herolders nach. Es handelte sich hier nicht etwa um einen Batterienforscher mit einer fixen Idee, sondern um einen Mann, der im schwersten Grade wahnsinnig oder genial war. Seine Idee, mochte sie sich bewahrheiten oder nicht, war gewaltig. Er las in dem Gesicht Bransens wie in einem Buch, während er genau hörte, was er sagte. Ohne Zweifel, der Mann sprach keinen blauen Dunst! Was er vortrug, hatte einen Hintergrund.

Als Bransen zu Ende war, sah er mit großen glänzenden Augen da, die nichts als Strahlen waren.

Der Professor blieb noch lange in der gleichen Lage sitzen und sah seinem Besucher noch immer ins Gesicht. Nach einer Weile sagte er: „Es ist mir klar, daß Sie das Opfer eines Irrtums geworden sind. Wenn Sie aber wirklich dieses Serum gefunden haben, dann sind Sie morgen ein Mann, demgegenüber Persönlichkeiten wie Aristoteles, Homer, Kolumbus, Napoleon zu Schatten werden.“

Bransen schwieg. Doch im tiefsten Innern fühlte er plötzlich wieder jenes Gefühl der Berechtigung, sich über menschliche Gesetze hinwegsetzen zu dürfen. Seine strahlenden Augen wurden zu grauen Steinen.

Professor Hirnbringer lief quer durch den Saal. Er schwang sich auf den Operationsstuhl und zündete sich dort oben eine Zigarette an. „Aber seien Sie überzeugt, Menschenskind, daß Sie soeben einen furchtbaren Unsinn ausammengeredet haben!“

Bransen zuckte die Achseln.

„Kompletter Blödsinn!“ rief Hirnbringer im höchsten Diskant und schlenkerte mit den Beinen. Mitten in einem Gedanken riß er die Zigarette aus dem Mund und warf sie in hohem Bogen zur Erde. Er kniff die Rippen zusammen und schob die Brille über die Augen. „Wann kann ich Ihr Serum sehen?“

„Wann Sie wollen.“

„Gut, ich werde zu Ihnen kommen. Erwarten Sie mich in den nächsten vier Wochen. Lassen Sie Ihre Adresse da. Ich werde mir die Sache durch den Kopf gehen lassen. Offengestanden, ich halte Sie für irrsinnig. Ich werde mir lediglich deshalb Ihr Serum ansehen, um Sie durch ein vernichtendes Urteil zu kurieren. Einstweilen nehmen Sie damit vorlieb, daß ich Ihnen kein Wort glaube!“

Der kleine, alte, nervöse Mann da oben auf dem Operationsstuhl wurde immer hitziger. Er zappelte mit Händen und Beinen, daß er fast heruntergefallen wäre. Dabei schlenkerte er zornige Blicke auf Bransen. „Herr, Sie sind kein Hexenmeister! Auch Sie können die Natur nicht korrigieren! Was Sie gesagt haben, sind Theorien. Die Wissenschaft kann aber von Theorien nicht leben! Wünschen Sie sonst noch etwas?“

Bransen erhob sich und blieb vor den schlenkernden Beinen Hirnbringers stehen. „Ja, ich habe noch eine Bitte.“

„Neden Sie!“ tobte der Professor.

„Erstens bitte ich Sie dringlichst, zu kommen,“ sagte Bransen ruhig und seiner Sache sicher. „Zweitens bitte ich Sie, mir die Erlaubnis zu erwirken, mit Leichen experimentieren zu dürfen. Ich brauche Tote.“

Der Professor verschränkte die Arme, und seine Beine standen plötzlich still wie der Pendel einer abgelaufenen Uhr. Dann erfolgte jenes trodene, boshaft-ironische Hüffeln, das wie das Rasseln einer Rinderklapper klang.

„Ich will sehen, was ich für Sie tun kann! Leben Sie wohl!“

Damit war Bransen entlassen.

Als Bransen die Haustür aufschloß, hörte er hinter sich einen spitzen Schrei, der ihm galt. Er wandte sich um und gewahrte an der Ecke einen sehr kleinen Herrn

in einem sehr langen Mantel. Dieser Herr, der abwechselnd lief und ging, hatte die Hände trichterförmig um den Mund gelegt und schrie: „Herr, auf ein Wort noch! Heba!“ Es war Professor Hirnbringer, der sich ganz atemlos gelaufen hatte. „Noch ein Wort, Herr!“ leuchte er, als Bransen ihn erkannte und erstaunt den Hut zog. „Wenn Sie Tote gebrauchen, so müßte ich mich zunächst überzeugen, ob in Ihrem Kopf nicht doch ein kleiner vernünftiger Gedanke übrig geblieben ist, der mein Entgegenkommen rechtfertigen würde. Herr, wie stellen Sie sich die Welt eigentlich vor!? Haben Sie im Ernst daran geglaubt, daß ich Ihnen mitten in der Nacht nachlaufen würde!?“

Hier brach Hirnbringer plötzlich in sein bekanntes Hüffeln aus; er hüffelte eine ganze Zeitlang, ohne erkalten zu sein, lediglich aus Gewohnheit. Wenn er meistens aus Ironie oder Skepsis hüffelte, so hüffelte er jetzt aus Verlegenheit. Es war ihm etwas peinlich, einen verhältnismäßig jungen Mann verfolgt zu haben. Er versuchte das Hüffeln zu motivieren und rief mit erstickter Stimme: „Ach, mein Gott, die Zigaretten!“ Die Zigaretten hatten aber nichts mit seinem Hüffeln zu tun. „Ich will doch morgen meinem Händler sagen, mir eine andere Sorte zu empfehlen.“

Der kleine, alte, nervöse Mann mit der hohen bedeutenden Stirn und dem zweiten Augenpaar hüffte sich fester in seinen langen, schlotternden Mantel und bozierte: „Ihre Theorie, Herr, ist Humbug! Aber es könnte doch ein Körnchen Wahrheit darin sein. Darum fühle ich mich verpflichtet, mir Ihr Serum momentan anzusehen. Lieber zum tausendsten Male enttäuscht sein als ein einziges Mal zu schlafen!“ Er klopfte Bransen stürmisch auf die Schulter, was kein Pferd ausgehalten hätte, aber Bransen machte sich nichts daraus.

Bransen schloß erregt die Haustür auf. Was den Professor in die Nacht getrieben hatte, das war sein Serum gewesen! Das Serum hatte ihn gerufen! Es war der erste Schrei, den das Serum getan hatte, und wie der erste Schrei eines Neugeborenen den Vater beglückt, so war Bransen von stolzen Gefühlen erfüllt. Er eilte stürmisch die Treppe hinauf, während Hirnbringer langsamer folgte und auf jedem Absatz stehen blieb, um Luft zu schöpfen. Endlich hatte er den Gipfel des Hauses erreicht und trat in die Wohnung.

Hirnbringer ergründete jeden Gegenstand in dem von Nacht umgebenen Laboratorium mit wissenschaftlicher Miene. Obwohl ein kleiner Gasofen Wärme spendete, behielt er den Mantel an, ja, er zog sich seinen Schal sogar noch fester um den Hals; den Hut hatte er auf einen Stuhl legen wollen, er kollerte aber auf den Boden.

Bransen sagte: „Sehen Sie, dies ist das „Karol“.“

„Ich sehe,“ antwortete der Professor und nahm die Flasche in die Hand. Er zog den Korken ab und studierte den säuerlichen, unangenehmen Geruch.

Bransen schob einen Stuhl an den Arbeitstisch und nahm das Herz, das er sich vor Wochen aus der Anatomie besorgt hatte, aus dem Glas. Er erklärte dem Professor, daß dies ein so altes und verbrauchtes Herz sei, daß seine Fasern bald auseinanderfielen.

Hirnbringer untersuchte dieses Herz wie das Werkzeug eines Zauberkünstlers. Er betrachtete den großen hohlen Muskel mit den vier Innenräumen und den Anfangsteilen der Ader von allen Seiten. Er befühlte die Aortenklappe und die Trikuspidalklappe und sagte endlich: „Ja, Herr, das Herz eines Kindes ist dies gerade nicht, das sehe ich.“

Bransen bat den Professor, Platz zu nehmen. „Sie sind also überzeugt, daß dies Herz nicht mehr in Tätigkeit zu setzen ist?“

„Vollkommen,“ erwiderte Hirnbringer durchdrungen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Bahnsteig.

Von Wolfgang Ickebau.

Der Ost-Express hielt in Kreuz — es war Nacht, eine der wunderbaren, traurigen und milden Augustnächte, wie sie in den schönen Sommern in Norddeutschland nicht selten sind. Nächte, die schlüssig und nachdenklich machen, in denen man wenig schläft und lieber mit offenen Augen von fernem fremden und märchenhaften Dingen träumt. Die Reisenden hatten fast alle ihre Abteile verlassen, sie stüchteten aus der dumpfen, eingeschlossenen Luft ins Freie, um die Lungen in dem würzigen Duft dieser sommerlichen Nacht zu haben. Der Schlafwagen stand dunkel, mit verschlossenen Vorhängen da; aus den Fenster der ersten Klasse lehnten unschlüssig ein paar elegant gekleidete vornehme Damen.

Doktor Erit Burger ging plaudernd mit seinem Reisegefährten auf dem Bahnsteig auf und ab. Eigenlich seltsam, dieses Zusammentreffen mit dem alten Schulkameraden Philipp Jamzow, der nun ein bekannter Komponist und Musikritter geworden war und den er seit mehr als zwölf Jahren, seit der gemeinsamen abgelegten Reifeprüfung, nicht mehr gesehen hatte. Jamzow sprach eindringlich, mit lauter, etwas lehrhafter Stimme. Sehr eigenartig, fast ein bißchen komisch sah er aus, dachte Burger, mit seiner langen, mageren Gestalt, dem schmalen, rissigen Schädel, den die Sonne des vergangenen Juli dunkelbraun gebrannt hatte, dem grau-grünen, schlappen Lobenzang und dem weichen, zerfetzten Filzhut. Kaum wie ein Künstler, eher wie ein Schloßbaron, ein Trainer oder jünger Gutsinspektor. Burger mußte immer ein wenig trippeln beim Nebengehen, denn trotz guter Mittelgröße war er einen Kopf kleiner als der andere, welcher beim Auf- und Abgehen mächtig ausgriff und wenig Rücksicht auf seinen Begleiter nahm.

Jamzow, der eben von seinen Berufsdingen gesprochen hatte und es dabei besonders liebte, durch erhobene Stimme so ganz nebenbei ein bißchen Melange für sich zu machen, senkte plötzlich seine Stimme, sagte den Freund beim Arm und sagte ganz leise:

„Zedenfalls, Erit, wünsche ich dir bei dem Schritt, den du jetzt vor hast, daß Dir die traurigen Erfahrungen meiner Ehe erspart bleiben. Es gehört viel Kraft, es gehören eiserne Nerven dazu, das zu ertragen, was ich habe durchmachen müssen. Wenn ich nicht meinen Jungen hätte — und es ist ein so lieber Kerl, der Meine —, ich wünschte manchmal, ich wäre tot.“

Doktor Burgers Anblick, das in dieser schwülen, sternenlosen Nacht nur wie ein blasser Lichtfleck aus dem Dunkel leuchtete, wurde hart und verschlossen. Jamzow konnte es nicht sehen. „Warum sagst er mir das“, dachte Burger. Es kann kein Mensch dem anderen Menschen helfen. Soll ich mich in seine Familienverhältnisse drängen? Und zu welchem Zweck? Er prahl mit seinem Unglück, scheint mir. Und lauter setzte er hinzu, in trockenem, abwägendem Tonfall:

„Meine Haare werden schon etwas dünn, mein Lieber, und mit dreißig Jahren auf dem Buckel und fünf Jahren Krieg und Aufgraben hinter sich ist man nicht der Jüngste mehr. Ich bin kein feuriger Jüngling und viel zu steif, als daß ich ernsthaft und schwer enttäuscht werden könnte. Ich erhoffe kein restloses Glück von meiner Heirat — es gibt kein solches Glück —, ich glaube nur, weniger unglücklich zu werden, und wenn ich das erreiche, so ist es viel.“

„Bist du so sehr einsam und verlassen gewesen?“ fragte Jamzow mit warmer, aufrechter und teilnehmender Stimme.

Burger vertrocknete sich immer mehr in sich selbst. „Was wollte der denn von ihm? Waren sie sich nicht eigentlich völlig fremd geworden nach zwölf Jahren. Er mochte nicht bemitleidet werden. Dennoch mußte er wohl antworten:

„Ich habe seit Jahren kaum einen Menschen in meiner Nähe gehabt, der ehrlich an mir hängt. Ich bin kein Stubenhocker und Hypochonder, gewiß nicht, und gehe keiner leichten und lockenden Stunde aus dem Wege. Aber du glaubst nicht, wie dunkel und drohend die Abende und Nächte sein können, wenn man älter wird. Da habe ich manchmal gedacht, es müsse gut sein, die warme Nähe eines Weibes um sich zu spüren, es müsse schön sein, zuweilen seine heiße Stirn in einer weichen Frauenhand bergen zu dürfen, sich mit seinen Nöten, seiner Trauer, seinem Haß und seiner Liebe an das Herz eines anderen Menschen flüchten zu können. Verständnis, Treue, Kameradschaft, das ist alles. Und ist es mehr als der flüchtige Hauch einer sogenannten großen Leidenschaft.“

Er hielt plötzlich inne. Ein leises, zartes, klingendes Mädchenlachen wehte aus nächster Nähe zu ihm herüber. Dies Lachen kannte er doch? Alles Blut strömte plötzlich zu seinem Herzen, er wurde totenbleich, ein leises Zittern lief durch seine Glieder. Seine Augen tasteten sich durchs Dunkel.

Kein Zweifel, das Mädchen dort, gerade vor dem erleuchteten Wagenfenster neben dem grauhäutigen, untersehten Herrn, das war sie — Ruth! Sie lehnte ihm den Rücken zu, aber da war kein Jertum möglich. Diese feine, biegsame Nackenlinie, dieses krause, widerspenstige Haar, das sich unter dem Strohhut hervorbrängt, er kannte das alles nur zu gut aus Hundert Stunden voll verschwiegener Zärtlichkeiten. Er wählte den herben und süßen Duft dieses Haares bis zu seinem Standort zu verpflügen, und es riß ihn herum und in ihre Nähe, daß sein Begleiter erstaunt aufblinzelte und nur zögernd folgte.

Sie stand Burger dicht hinter dem Mädchen, und sein Blick brannte auf dem feinen, bräunlichen Nacken, den er so oft, so inbrünstig geküßt hatte. „Ruth“, dachte er, „liebe, süße Ruth!“ Und wie eine warme Welle ging es über sein Herz, er wählte das Blut

in seinen Adern singen und rauschen zu hören. Da sah sich das Mädchen um, für einer Sekunde Dauer verkettenen sich ihre Augen — sie erröte ganz langsam und tief, so tief, daß Burger selbst bei dieser mangelhaften und fragwürdigen Belustigung sah, wie sie ihre Farbe änderte. Er grüßte tief und höflich, und sein Gesicht nahm einen seltsam versteinten und starren Ausdruck an. Die Dame dankte mit einem Lächeln — und o, was lag alles in diesem Lächeln: Erinnerung und Freude und Schmerz und Reue, ja Reue auch. Sie wandte sich zögernd ihrem Begleiter zu, versuchte mühsam, die unterbrochene Unterhaltung wieder anzuknüpfen. Doktor Burger ging mit Philipp Jamzow weiter, der stännd bemerkte, wie schwer, wie schleppend und müde der Schritt seines Kameraden geworden war.

Jamzow wollte ihn aufheitern, er erzählte einige kurios-lustige Geschichten aus seinem bewegten Künstlerleben. Burger hörte mit halbem Ohre zu. Er wollte so gern allein sein in dieser trostlosen und dunklen Stunde. Die Stimme der anderen peinigte ihn fast körperlich.

„Maske ist alles“, dachte er. „Was sind wir Menschen doch für Paß! Immer auf der Hut, immer in Angst, irgend etwas zu tun, was uns schaden, was uns unserer eigenen Selbstkontrolle entziehen könnte. Wollten wir beide uns nicht eigentlich bei den Händen fassen? Seit einem Jahre habe ich diese feine, schmale Mädchenhand nicht mehr in der meinen halten dürfen. Warum mußten wir uns trennen? Warum blieb sie plötzlich fern, all meinen Bitten, meinem Flehen und Drohen zum Trotz? Sie hatte mich doch geliebt, und sie liebt mich noch heute. Da ist kein Zweifel. Ich las es aus ihren Augen. Und die Augen lügen nicht!“

Burger ließ sich, schwer aufatmend, auf einer Bank nieder. Jamzow merkte, daß er überflüssig war. Er verstand nichts von allem, aber er wußte, daß es gut sein würde, den anderen allein zu lassen, für eine kurze Zeit. Er steckte beide Hände in die Taschen seiner Joppe und schlennderte weiter, ohne ein Wort zu sagen. Er wußte wohl, daß es unbarmherzig wäre, noch weiter mit dem anderen zu sprechen in dieser Stunde.

In dem Hirn des Sitzenden bohrte es fort. Da war irgend etwas, das ihn nicht zur Ruhe kommen ließ, ein Gedanke, eine Vorstellung, ein Wunsch vielleicht, der sich immer aufs neue hochreckte.

Es ist alles so rätselhaft, so traurig. Wenn sie wüßte, daß ich heiraten werde, übermorgen schon, was würde sie tun? Wenn ich jetzt zu ihr ginge und es ihr sagte? Würde sie antworten: „Du's nicht, denke daran, daß ich dich liebe, daß du mich liebst!“? Oder würde sie stolz und abweisend tun, mir mit herablassendem Lächeln die Hände schütteln, gleichgültig, freundlich mir Glück wünschen, so tun, als wäre das alles niemals gewesen, was doch einmal blutende, schöne Wahrheit war?

Er machte eine mechanische Bewegung nach der Stelle hin, wo er sie im Dunkeln vermutete. Doch fiel er sofort wieder in seine vorherige Stellung zurück. Sein Kopf schmerzte zum Zerbrechen.

„Ich tu's lieber nicht! Wie's auch käme, es führte zu nichts. Wir würden aneinander verbrennen, wir würden in kurzer Zeit uns ebenso hassen, wie wir uns einmal liebten. Und ich könnte es nicht ertragen, daß ich einmal denken müßte: Da hinten im Westen, in Wien, da sitzt ein Mädchen, das auf dich wartet und das dich gern hat und das du betrogen, dem du Glück, Liebe und Glauben genommen hast. Ich tu's nicht, mein Gewissen ist nicht stark und robust genug für solche Dinge. Nur es ist so trostreich und schön für mich, zu wissen, in diesem Augenblick, daß wir doch nicht bloßer Spielball irgend einer fremden, unbekannten, über allen Sternen thronenden Macht sind, die uns auf dem Schachbrett des Lebens nach ihrem Willen wie Figuren hin- und herschiebt. Daß dann und wann, früher oder später im Leben eines jeden einmal eine Stunde kommt, da er das Schicksal sichtbarlich in seinen eigenen Händen trägt und hält und sein Leben lenken könnte, wie es ihm gefällt. Und wenn man tausendmal es gehen läßt, wie es will — man ist doch was, und auch das ist ein Glück.“

Er pfiff leise und nervös vor sich hin. Jamzow tauchte aus dem nächtlichen Dunkel wieder auf, blieb vor dem Freunde stehen und blies mit gespielter Gleichgültigkeit den Rauch seiner Zigarette in die Luft.

„Der Zug muß gleich abgehen“, sagte Jamzow und blickte nach seiner Uhr.

„So wollen wir einsteigen“, erwiderte Burger und erhob sich mühsam. Er war todmüde plötzlich. Er setzte sich an seinen Fensterplatz und sah verloren in das Dunkel hinaus. Und plötzlich, ohne Einleitung, ohne Uebergang, sagte er mit gequälter, leiser Stimme und fast mit des Freundes Worten:

„Es gibt kein Glück, Philipp. Frieden, Stille, das ist alles. Ich wollte, ich wäre tot.“

Für wen?

Von Franz Blei.

Von Frauen, die aus was immer für Gründen die Mode gar nicht oder nur so ein bißchen nachhinken mitmachen, hört man oft. Mode und rascher Wechsel der Mode sei eine niederträchtige Erfindung der Fabrikanten und Schneider, welche die eingeborene Eitelkeit der Frau zu ihrem Vorteile ausnützen. Diese Meinung vertauscht Ursache und Wirkung. Man kann die Mode eine Tyranin nennen, aber Fabrikanten und Schneider als Tyranen verächtlich, heißt den Männern dieser in der Mode tätigen Verufe dämonische Qualitäten und Mächte zuschreiben, die sie bestimmt nicht besitzen. Bestimmend für den Wechsel, die Variationen

der Mode ist immer der Wille der Frau, der da höchst obstinat ist und sie durchaus nicht etwas aufzwingen läßt, was er aus welchen Gründen immer nicht will. Es ist gewiß kein sehr deutlicher Wille, der genau jagen und beschreiben könnte, was er als neue Mode wollte. Aber er ist darin im Gefühltreuen um so bestimmter. Es gibt da seltsame und fast einmütige Abhängigkeiten von Neuzugungen, die diese und jene eigentümliche Frau einführen wollte —, so erinnere nur an den Hosenrock. Daß wir das Geiz, nach dem sich die Mode ändert, noch nicht gefunden haben, sagt nicht, daß keines herrsche, und daß hier alles nur Zufall, Laune und Willkür wäre. Die Mode ist ja nicht reines Phantasiegebilde und unabhängig von gewissen sozialen Bedingungen, sondern diesen sich immer anpassend. Eine technische und industrielle Zeit wird sich anders kleiden als eine religiös-kontemplative, und dies wird sich bis in die Feinheiten hinein bemerkbar machen. Oder, von einer anderen Seite her gesehen: Eine Zeit, in der wie in der gegenwärtigen, die sekundären Geschlechtsmerkmale, wie Bart, langes Frauenhaar, betonte Hüften, möglichst unterdrückt oder zum Verschwinden gebracht werden, wird sich anders kleiden als eine Zeit, welche in ganz hipokratischer Groteske diese sekundären Geschlechtsmerkmale betont, oft bis ins Groteske, mit höchst ausgearbeiteten Barttrachten, langen Böpfen, mattierten Hüften. Eine Zeit, welcher der Geschlechtsgegensatz Mann-Frau unwichtig geworden ist, wird das auch in der Mode so ausdrücken, daß die Frau möglichst wenig „frauenhaft“ angezogen ist und der Mann in einer außerordentlich weit geschnittenen Hose an eine Frau aus der Zeit erinnert, wo sie lange Röcke trug. Es fehlt nicht viel, daß die modische Haartracht des lang nach hinten gekämmten Haars sich im Nacken zu einem kleinen Böpfchen verdichtet. Beim Manne natürlich, nicht bei der Frau, die den Bopf eben erst abgeschnitten hat.

Für wen? Ja, für wen zieht sich die Frau an? Die vulgäre Antwort darauf ist: um dem Mann zu gefallen. Aber das ist ein Irrtum. Jeden Tag gibt es tausendmal diesen Dialog:

Er: Ich habe deine Freundin Titine gesehen.

Sie: Was hat sie angehabt?

Er: Keine Ahnung. Ich glaube, was Blaues.

Nicht, wie es ihr geht, und was sie macht, interessiert zuerst an der Freundin, sondern was sie angehabt hat. Und das merkt fast nie der Mann. Bögen sich also die Frauen des Mannes wegen an, so müßten sie das Anziehen und die Mode schon längst aufgegeben haben, weil sie ja längst wissen müßten, daß der Mann dafür „ein Auge“ hat, nur so ganz vage wahrnimmt, höchstens sagen kann, sie war gut angezogen, ohne beschreiben zu können, worin dies „gut“ bestand. Wäre es der Mann, um dessentwillen sich die Frau anzieht, so würde eine weit geringere Anstrengung genügen, denn — er merkt es ja doch nicht. Daß die Frau aber weit mehr tut, spricht dafür, daß sie sich eben nicht des Mannes wegen anzieht und um auf ihn Eindruck zu machen, „besser“ auszugehen als die Konkurrentin.

Die Frau zieht sich der Frau wegen an. Nicht, um ihr zu gefallen, und nicht, um sie zu ärgern. Ich habe oft bemerkt, daß sich eine gut angezogene Frau über eine geschmacklos angezogene Frau ärgert. Sie fühlt sich als Frau dadurch bestärkt, in einem Gefühl der Geschlechtsgemeinschaft unangenehm irritiert. Sie will nicht in einer anderen Frau lächerlich werden. Die Empfindlichkeit der Frau ist hier weit größer als beim Manne, der so gut wie gar keine Nerven oder sie verloren hat, seitdem — es sind etwas über hundert Jahre her — der Mann im festlich-bunten Gefest der Straße und des Hauses nicht mehr müßte, sondern sich mit höchst diskreten, kaum merkbaren Variationen seines Arbeits- und Alltagslebens begnügt. Für das Festliche ist der Frau seit hundert Jahren statio, und die paar Trachten, die sich für festliche Aufzüge aus früherer Zeit erhalten haben, da und dort, kommen uns ein bißchen komisch, weil unzeitgemäß, vor. Unsere öffentlichen Umzüge sind nicht nur selten, sondern, was das Festliche in Farbe und Schnitt der Kleider betrifft, völlig pover geworden. Ein paar Fräulein legen eine goldene Kette um, und das ist dann der Oberbürgermeister oder der Rektor. Für Farbe, Schmuck, Schnitt, Festlichkeit, Festlichkeit sorgt heute ausschließlich die Frau. Sie trägt die Last der Freundlichkeit — in der Mode. Sie hat dieses ganze Ressort übernommen. Ohne die Frau gäbe es auf den Straßen kein Rot, Grün, Blau und überhaupt keine lebhaften Farben mehr, sondern nur mehr das Graubraun des Sandes, des Schmutzes — die Farben der Männeranzüge. Nur in südlichen Ländern, am Mittelmeer, wo ein heftige Sonne die Nuance, auch in der Malerei sichtbar, nicht aufkommen läßt und man sich gegen das Licht mit einer Lokalfarbe zu behaupten sucht, tragen Männer noch lebhaft gefärbte Stoffe, schwarzrot karierte und so, die in unseren Klimaten karnevalessig wirken würden.

Das Bedürfnis, sich zu schmücken, ist der Frau angeboren. Niemandem zu gefallen als sich selber, steckt sich das Mädchen aus dem Volke eine Blume ins Haar. Diejem ihrem Schmuckbedürfnis dankt sie oder flucht sie es, daß sie im sonst grau werdenden Zeiten die Last der Farben für alle tragen muß. Die Frauen müssen mit der Mode für das aufkommen, was die Verfassungen der meisten Länder ihren Völkern nicht mehr bieten können: der prunkhafte König mit seiner glänzenden Suite, Pomp herrlicher Leibgarden, Ausfahrt der entzückenden Kleinen Prinzessinnen... Kommt schon einmal ein König von Kambodja oder ein indischer Majah, so steht die Stadt vor Entzücken auf dem Kopf. Nicht über den Mann, sondern über das, was er und sein Gefolge an festlichem, buntem Prunk zeigen. Das Gattestheater des Volkes, das in solchem Gepränge bestand, verpörrte immer mehr. So wurde der Dienst der Frau an der Mode ein Verdienst. Die sich unter die Mode begebenden

Frauen sind die heutigen circenses. Das Volk verlangt immer Neues. Um nicht „schon dagewesen“ zu sein und beiseite geschoben zu werden, zieht die Frau, da sie sich selber ja nicht ändern kann, immer neue Kostüme an, drei am Tag und vier. Mit Kopfschmerzen würde sie den neuen Hut tragen, weil es das aus Eigenem festlich zu sein nicht mehr vermögende Volk verlangt. Vielleicht fühlte sich die Frau davon, ausschließlich Paraderüst zu sein, etwas überlastet. Vielleicht sucht sie deshalb die Camouflage auf, wie ein Junge auszusehen, um sich den Dienst etwas zu erleichtern. Aber nicht, um sich ihm zu entziehen. Denn das kann sie nicht. Immer das Opfer ihres eingeborenen Schmuckbedürfnisses, wird sie auch das Opfer auf sich nehmen, dem Volke seine circenses zu liefern: Farbe, Hebermut, Phantasie, Laune, Zweckfreiheit, Extravaganz, Schönheit des Flüchtigen.

Gedenktage.

12. Februar.

Zum hundertsten Geburtstag George Meredith's. Als im Jahre 1859 der erste große Roman von George Meredith erschien, verglich ihn ein englischer Kritiker mit Jean Paul Richter. Mit Jean Paul dürfte Meredith heute bei uns das Schicksal teilen, wohl genannt, aber nur selten gelesen zu werden. Vielleicht vermag aber das Erscheinen von Meredith's Meisterwerk „Der Epist“ in der Sammlung „Epist“ hier eine Wandlung insoweit herbeizuführen, als man wenigstens diesen charakteristischsten Roman des Engländers nun öfters lesen und aus dem ausgezeichneten Nachwort Hans Reijgers auch alles Wesentliche über das Leben und Schaffen Meredith's erfahren wird. Meredith ist am 12. Februar 1828 in Portsmouth als Sohn eines Schneiders geboren worden. Schon mit fünf Jahren verlor das schöne, frühreife Kind die Mutter. Im Jahre 1842 kam „Gentleman George“, wie ihn die Kinder spottend nannten, in die Erziehungsanstalt nach Newnham am Rhein, und in den zwei Jahren dieses Anstalts erwuchs eine durchs ganze Leben dauernde Liebe für Deutschland, die sich auch in zwei Erzählungen und kleinen Studien über deutsche Fragen befandete. Nach England zurückgekehrt, trat Meredith bei einem Unwast in die Lehre, um selbst Unwast zu werden. Aber sehr bald wandte er sich ganz der Schriftstellerei zu: 1851 erschienen die ersten Gedichte, erzählende Werke folgten. Seit 1860 war er dreißig Jahre lang für den großen Londoner Verlag Chapman u. Hall als Lektor tätig. Er lebte abwechselnd in London und auf dem Lande, zuletzt dauernd in Box Hill in Surrey, wo er auch am 18. Mai 1909 starb. In seinen Werken vereinigte Meredith eine feinste Kunst der Charakteristik mit einem starken Gefühl für die landschaftliche Umgebung der Menschen. Besonders gelungen sind ihm einige Frauengestalten. „George Meredith“, sagt Hans Reijger am Schluß des Nachwortes zu der erwähnten Ausgabe des „Epist“, „hat an dem Gpos der modernen Menschenseele mit einem bis dahin nicht gekannten psychologischen Hellbild und kraft der Magie einer geistig geborenen neuen Sprache unvergänglich mitgewirkt...“ Auch er war und ist ein Förderer einer neuen Humanität.

Aus aller Welt.

Zurück zu den Klassikern in England. Eine bedeutende Londoner Verlagsanstalt gibt bekannt, daß die große Mehrheit des Lesepublikums in England anfängt, sich von der erotischen Literatur hinweg wieder mehr den Klassikern zuzuwenden. Im vergangenen Jahre konnte dieser Verlag von seinen Zwei-Schilling-Bänden englischer und kontinentaler Klassiker über 20 Millionen Exemplare absetzen.

Die geheimnisvolle Erfindung der Britetts. Es ist nur wenig bekannt, daß man schon im 17. Jahrhundert begann, eine Art von Britetts herzustellen. Ein Franzose hatte die Erfindung gemacht, jedoch die testamentarische Bestimmung getroffen, daß das Geheimnis der Herstellung erst hundert Jahre nach seinem Tode enthüllt werden dürfe. Mit großer Spannung sah man der Entschleierung der Erfindung entgegen. Als es endlich so weit war, stellte es sich heraus, daß es sich um „Seizugeln“, wie sie der Erfinder nannte, handelte, die aus einem Gemisch von Torf, Sägemehl und Steinkohle bestanden. Diese Masse wurde sodann gepulvert und mit Wasser vermischt, zu einer Paste verarbeitet, aus der man handliche Kugeln formte.

Fröhliche Ecke.

Früh übt sich... Was wird aus einem modernen Kind, das beständig an den Nöcken seiner Mutter hängt? — Ein Trapezkünstler.

Allerhand. „So, du bist erst sechs Jahre? Du siehst aber bedeutend älter aus!“ — „hm, dann können Sie ja ruhig „Sie“ zu mir sagen!“

Theater. Der jugendliche Liebhaber: „Mit hundert Mark Monatsgehalt kann ich nicht fett werden; damit komme ich nicht aus!“ — Direktor: „Ist auch nicht nötig, mein Bester. Einen fetten jugendlichen Liebhaber könnte ich gar nicht brauchen!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styrer, Poznan.